

Wer ist ein Überlebender?

Der Schriftsteller *Elie Wiesel*, der als Kind nach Auschwitz verschleppt wurde, vertritt die Auffassung, daß die Bezeichnung „Überlebender“ nur für Menschen verwendet werden darf, die aus den Vernichtungslagern des Dritten Reichs befreit wurden. So wird das Wort „survivor“ in den USA verstanden. Aber auch Menschen, die vom Schlimmsten verschont blieben, weil sie der Deportation entgingen, rechnen sich zu den Betroffenen, denn sie sind ebenfalls von dieser Vergangenheit gezeichnet, wenn auch nicht in demselben Maß. Auch ich wäre deportiert worden, wenn ich nicht die Möglichkeit gehabt hätte, das Dritte Reich noch vor Kriegsausbruch zu verlassen. Ich war zehn Jahre alt, als Hitler Reichskanzler wurde, und erinnere mich noch sehr genau an die allmähliche Steigerung der Maßnahmen gegen die deutschen Juden.

Am 10. November 1938, als die Synagogen in ganz Deutschland brannten, als Zehntausende von der Gestapo verhaftet und in Konzentrationslager gebracht wurden, war ich auf einem Dachboden in Berlin versteckt. Wie viele jüdische Kinder hatte ich versucht, mich im Deutschland der dreißiger Jahre seelisch auf den Tod vorzubereiten. Ich wußte, daß Juden im Dritten Reich nicht „lebensberechtigt“ waren, und rechnete nicht damit, gerettet zu werden. Ich kann den Schriftsteller verstehen, der – wie ich – während des Zweiten Weltkriegs in Schweden lebte und dennoch über Auschwitz als seine literarische Provinz schrieb; denn er wußte, was ihm erspart geblieben war. Das Lager, das er erst nach dem Kriegsende betrat, war für ihn wirklicher als sein Geburtsort.

Als ein Betroffener berichte ich über andere Betroffene.

Was konnte man wissen?

Nach dem Krieg hörte ich von Deutschen immer wieder denselben Satz: Wir haben es nicht gewußt. Nun, daß es Konzentrationslager gab, wußte ich schon als kleiner Junge in Berlin. Wenn der Zug an Oranienburg vorbeifuhr, zeigten manche Passagiere in die Richtung des Lagers. Man flüsterte. Man hatte Angst, selbst in ein solches Lager zu kommen. Es gehörte zum Mechanismus des Terrors, daß man außerhalb des Lagers nichts Genaueres wußte und sich in seiner Angst alles vorstellen konnte. Als einige Wochen nach der Kristallnacht, Ende 1938, Häftlinge aus den Lagern entlassen wurden, weil sie ein Visum für die Einreise in ein fremdes Land erhalten hatten, sah man ausgemergelte Gestalten mit geschorenen Köpfen in den Straßen der Reichshauptstadt. Sie durften nichts erzählen, aber man sah ihnen an, wie sie behandelt worden waren. Als ein Verwandter von mir das Lager verlassen durfte, weil er nach Shanghai ausreisen konnte, holte ihn seine Frau ab. Zunächst ging sie an ihm vorbei, denn sie hatte ihn nicht erkannt.

Daß es Gaskammern gab, erfuhr ich in der schwedischen Stadt Malmö während des Krieges durch die Novelle „Gemischter Transport“ von *Arthur Koestler*. In Deutschland zogen es die meisten vor, nichts zu sehen, nichts zu hören und nichts zu sagen. Kinder bekamen weder während des Krieges noch danach Antworten auf ihre Fragen. Es gibt eine doppelte Verschwörung des Schweigens. Die Täter und Mitwisser, die Zuschauer und die Mitläufer schweigen – aber auch die aus den Todesfabriken geretteten Opfer sprechen nicht. Die Gründe dieses Schweigens sind verschieden. Die Opfer wissen, daß keiner wirklich ihre Erfahrungen verstehen kann, der nicht selbst im Lager war. Die anderen weichen dem Gespräch aus, weil sie etwas zu verbergen haben: sei es ein Ver-

brechen, sei es eine Haltung, die sie im Kreuzverhör durch unbarmherzige junge Frager nicht vertreten können.

Die Kinder der Verfolgten und die der Verfolger teilen die Erfahrung, daß es in der Vergangenheit ihrer Eltern Erlebnisse gibt, über die nicht gesprochen wird. *Helen Epstein*, deren Eltern die Vernichtungslager des Dritten Reiches überlebten, verwendet dafür in ihrem Buch „Children of the Holocaust“ das Bild einer eisernen Kiste, von der sie nicht wußte, was sie enthielt, die sie aber immer mitschleppen mußte: „Gespenster haben eine Gestalt und einen Namen. Aber was in meiner eisernen Kiste lag, hatte weder das eine noch das andere. Was auch immer da in mir lebte, war so machtvoll, daß Worte zerrannen, bevor sie es beschreiben konnten.“

Ist das Unausgesprochene unaussprechlich? Ich glaube es nicht. Aber es dauert Jahrzehnte, bis das Schweigen gebrochen wird. *Saul Friedländer*, dessen Eltern 1942 in den Osten deportiert wurden und der im besetzten Frankreich als Waise aufwuchs, schreibt in seinem Buch „Wenn die Erinnerung kommt...“: „Erst damals, als ich um die Dreißig war, begriff ich, in welchem Maße meine Sicht der Dinge von der Vergangenheit geformt wurde, wie sehr ich das Wesentliche durch ein besonderes Prisma sah, das sich niemals beiseite schieben ließ.“ Friedländer war „jedemal wie gelähmt“, wenn er über die Ereignisse sprechen wollte, die er nicht verdrängen konnte. Die Unfähigkeit der Eltern, über ihre Erfahrungen zu sprechen, entspricht der Schwierigkeit der Kinder, die „eiserne Kiste“ zu öffnen. Mit dem Schweigen werden aber auch die Wunden von der nächsten Generation übernommen.

Der 1935 geborene deutsche Historiker *Dieter-Dirk Hartmann* schildert in einem Brief, wie ihm das Schweigetabu über die NS-Vergangenheit bewußt wurde. Als er die Dokumente las – wie etwa in dem Buch „Der SS-Staat“ von Eugen Kogon –, verspürte er außer Erschütterung und Schrecken „ein Gefühl von Befreiung, daß da etwas endlich gesagt ist, und da steht es nun. Denn

„das habe ich immer gewußt“. Hartmann machte aber noch eine Beobachtung: Nie hörte er „ein mitfühlendes Wort für die Opfer“. Als er russische Gefangene um Brot betteln sah, war er noch ein Kind von acht oder neun Jahren: „Ich habe nichts empfunden, gewiß kein Mitgefühl. Jahrzehnte später stand in Büchern, Millionen Russen seien verhungert im Land meiner Kindheit. Und es hat mich Jahre gekostet, um zu begreifen: „Das habe ich immer gewußt“. Für Hartmann ist die Wunde nicht nur das Schweigen selbst oder das Fehlen eines Schuldbekenntnisses, sondern vor allem, daß das Schweigen kein Gefühl von Schuld verdeckt. Da ist nichts „hinter fetter Gleichgültigkeit oder banalem Ausweichen oder herrischer Selbstgerechtigkeit“. Er erschrickt: „Man kann Millionen Morde vergessen.“

Auschwitz und Hiroshima

Die Erfahrung, wie schnell vergessen wird, was das entscheidende Erlebnis meiner Generation war, führte 1959 zu meinem ersten Film „Mein Kampf“, einer Montage historischer Filmdokumente über das Dritte Reich. Der zweite Film, „Eichmann und das Dritte Reich“ (1961), rekonstruierte die Methoden der schrittweisen Vernichtung der Juden und stellte der Lehre Hitlers vom Recht des Stärkeren das Gebot vom Sinai gegenüber: „Du sollst nicht töten!“

Darauf folgte „Wähle das Leben!“ (1963), ein Film über die Lage des Menschen im Atomzeitalter. 1962 reiste ich nach Hiroshima, um eine Antwort auf die Frage zu finden, wie man lebt, wenn man eine Atombombe überlebt hat. Ich notierte in meinem Tagebuch, daß mein Thema weder Allmacht und Ohnmacht der Physiker noch die Frage nach der Schuld der Verantwortlichen sei, „sondern die Schuldlosigkeit der Betroffenen, der plötzliche Einbruch der Bombe in ihr Leben“.

Damals, vor zwanzig Jahren in Hiroshima, erlebte ich das schroffe Nebeneinander: „Die Unsichtbarkeit des Verhängnisses: die offenen Wunden sind verdeckt. Die scheinbare Harmlosigkeit der Oberfläche – und der plötzliche Schock bei der Entdeckung einer Wahrheit, auf die ich nicht vorbereitet war.“ Der Vergleich zwischen den Atomopfern und den Überlebenden des Holocaust drängte sich in Hiroshima auf.

Ich notierte:

Bevor die Bombe ihr Dasein umwarf, lebten die Atomopfer wie wir, die Verschonten. Ihre jetzige Lage erinnert an die Situation der Überlebenden aus den Konzentrationslagern des Nationalsozialismus. Ungewollt wurden sie Märtyrer. Das schlechte Gewissen des Verschonten erwacht beim Anblick der deformierten Hand eines Atomversehrten oder der eingebrannten Nummer auf dem Arm eines Überlebenden von Auschwitz. Man verspürt Unbehagen, Verlegenheit, man tut, als sähe man nichts. Man bewertet die Leiden der Opfer geringer als die Entbehrungen der Soldaten, die für den Kaiser in den Krieg zogen, und den Mut der Widerstandskämpfer.

Den Opfern stellt man die Helden gegenüber. Man vergißt, daß in Hiroshima keine Verteidigung gegen die Bombe möglich war und daß die Tarnung der Maßnahmen eines Eichmann die Widerstandskraft der Verfolgten lähmte. Auf die Frage, ob es nicht an der Zeit sei, die Schrecken der Konzentrationslager zu vergessen, antwortete ein Jude: „Wir sind bereit, zu vergessen, wenn ihr nie vergeßt.“ Fast dieselbe Antwort gab ein Atomversehrter in Hiroshima auf die Frage, ob man nicht die Ruine abreißen solle, die als Atomdom zum Wahrzeichen Hiroshimas geworden ist: Der Atomdom ist für die andern da, nicht für uns.

Der Unterschied zwischen Auschwitz und Hiroshima: Die Handlanger Hitlers rottet kaltblütig Menschen aus, für

die es im „Tausendjährigen Reich“ keinen Lebensraum gab. In Hiroshima wurde zum ersten Mal eine neue Waffe angewandt, von deren verhängnisvollen Folgen man noch nichts wußte.

Es gibt Fremde, die in Hiroshima nach Haß suchen. Sie glauben, die Menschen in Hiroshima könnten nicht über ihre Tragödie sprechen, ohne die Männer zu hassen, die damals die Bombe abwarfen.

Wer so spricht, hat Hiroshima nicht verstanden.

Ein Matrose aus Australien, auf der Suche nach dem „War Memorial“, begriff sofort, als ich ihm sagte, das Denkmal für die Opfer der Bombe liege im *Friedenspark*.

Der weißhaarige Professor, der damals ein Auge verlor und direkt von einem Sitzstreik gegen die Wiederaufnahme der Kernwaffenversuche zu mir in das Hotel kommt, spricht von der Kraft der Liebe und der Ohnmacht der Gewalt. Die Frage, ob es Spuren von Haß gebe, erklärt er für unzulässig. Haß sei den Menschen in Hiroshima fremd. Eine solche Frage könnte aber vielleicht Haß hervorrufen.

Auf dem Monument für die Atomopfer steht: „Ruhet in Frieden. Der Irrtum darf nicht wiederholt werden.“

Eine Mahnung an alle Menschen. Ohne besondere Adressaten. Ohne Erwähnung einer Schuld.

Die Atomopfer finden sich in ihr Schicksal. Sie gehen von einer Wirklichkeit aus, die die Bombe gekennzeichnet hat. Manche von ihnen geben dem Leid einen Sinn, indem sie es den Verschonten zeigen: Wollt ihr, daß eure Kinder aussehen wie wir? Dann seht zu, daß keine Atombomben mehr auf Menschen geworfen werden!

Die meisten Atomopfer ertragen den Blick der Verschonten nicht. Und jede Berührung mit dem normalen Leben ist schmerzlich, sie erinnert an all das, was man verloren hat. Wie viele der Überlebenden aus den Konzentrationslagern des Nationalsozialismus können manche Atomopfer nicht

verstehen, warum ihre Familien zum Tode verurteilt wurden und sie selbst am Leben blieben. Manche fragen sich, ob sie – vielleicht in einer früheren Existenz – eine Schuld auf sich geladen hatten, die durch die Bombe gesühnt wurde. Viele sind Überlebende mit schlechtem Gewissen. Die Überlebenden sind Tote auf Urlaub. Und die andern wollen von ihnen nichts wissen. Denn in der einstigen Ahnungslosigkeit der Gezeichneten erkennen sie ihre Ahnungslosigkeit von heute, und sie wagen nicht weiterzudenken.

„Wie groß ist die Bombe, die Sie überleben wollen?“ Eine Scherzfrage?

Nein. Denn der zufällig Überlebende nach der Explosion einer Megatonnenbombe ist in eine Welt gestellt, mit der sein bisheriges Leben kaum Berührung hat. Deshalb fragte der Amerikaner Herman Kahn: Werden die Überlebenden die Toten beneiden?

Kahn stellte eine Tabelle auf, wie groß die Verluste an Menschenleben beim ersten Schlag in einem Atomkrieg sein würden und wie lange es dauern dürfte, bis sich zum Beispiel die Vereinigten Staaten von diesem Schlag erholt hätten. Er war bereit, sich mit dem Verlust von vielen Millionen Menschenleben abzufinden. Seit dem Zweiten Weltkrieg haben wir uns daran gewöhnt, Millionen Tote in Gesprächen zu erwähnen, ohne die hohe Zahl der Todesopfer als ungewöhnlich zu empfinden. Kamen wirklich sechs Millionen Juden in den Konzentrationslagern des Nationalsozialismus um? Oder waren es *nur* vier Millionen? Oder sogar noch weniger?

Wenn ich diese Notizen nach zwanzig Jahren wieder lese, fällt mir auf, was ich damals noch nicht wußte. ~~Über den Hals~~ hatte ich mit den Überlebenden des Holocaust ~~auch~~ gesprochen. Unter ihnen waren Menschen, die Hals ~~als destruktiv empfanden~~

den und die Möglichkeit, ein neues Leben zu beginnen, nicht durch Haß und Rache beeinträchtigen wollten. Andere waren unversöhnlich – aber resigniert. Ob die Männer, die für die Morde verantwortlich waren, mit einer verhältnismäßig milden Strafe davonkamen, oder ob die Überlebenden selbst an ihnen die Ermordung ihrer Eltern und Geschwister rächten – die Strafe, so fanden sie, stand in keinem Verhältnis zum Verbrechen, und die Rache macht die Ermordeten nicht lebendig. Die Atomopfer von Hiroshima dagegen hatten nie den Gedanken an Rache gehabt und verspürten auch keinen Haß. Sie äußerten immer wieder, daß sie die Opfer des Holocaust dafür bewunderten, daß sie – in einer ihrem eigenen Fatalismus ähnlichen Weise – in die Gaskammern gegangen waren, ohne sich gegen ihr Schicksal aufzulehnen.

„Spätschäden“

1962 schrieb ich auch in meinem Tagebuch aus Hiroshima: „Auschwitz ist jetzt ein Museum. In Hiroshima sterben noch heute Menschen an den Folgen ihrer Bestrahlung am 6. August 1945.“ Ich wußte zwar schon in den fünfziger Jahren, daß die Erfahrungen im Konzentrationslager das Bewußtsein der Überlebenden nicht verließen und daß viele von ihnen im Lager organische Krankheiten bekommen hatten, aber ich begriff erst allmählich, wie tief die Nachwirkungen das Dasein der Überlebenden als physische und psychische Krankheiten prägten, während mich der „späte Tod“ von Hiroshima unmittelbar empörte. Dabei hatte ich schon 1961 im Kibbuz der Ghetto-kämpfer in Israel gesehen, daß die ehemaligen Insassen der Vernichtungslager von ihrer Vergangenheit nicht loskamen. Jeden Abend sahen sich die Veteranen des Aufstands im Warschauer Ghetto dieselben Filme an, Aufnahmen aus den Ghettos

in Polen, Bilder von gedemütigten und mißhandelten Menschen, die zusammengetrieben wurden, um dann in die Todeslager verschleppt zu werden. Wichtiges Filmmaterial für den Eichmann-Film bekam ich von einer Frau, die nur noch dafür lebte, Dokumente über die Verfolgung und den Widerstand der Juden aufzuspüren und zu sammeln.

Dann lernte ich *Joseph Wulf* kennen. Während des Krieges hatte er bewaffneten Widerstand in Polen geleistet und war nach Auschwitz gebracht worden. Nach der Befreiung blieb er bis 1948 in Polen und lebte dann zwei Jahre in Paris, bevor er sich in Berlin niederließ. Historische Dokumentationen über das Dritte Reich müsse man in Deutschland schreiben und veröffentlichen, meinte er. Er war verbittert, weil er als polnischer Jude ohne akademische Meriten von deutschen Kollegen nicht ernstgenommen wurde, und weil er nicht spürte, daß man seine Bücher wirklich brauchte. Nach dem Tod seiner Frau, die ebenfalls dem Holocaust entgangen war, nahm er sich das Leben.

In seinem Arbeitszimmer blieb Josephs Blick immer auf einem hebräischen Text haften: „Erinnere dich.“ Darunter stand die Zahl der Opfer des Holocaust: Sechs Millionen. Josef pflegte seine nichtjüdischen Besucher unter diesen Ziffern zu fotografieren. Er zeigte mir das Foto, das er von dem Schriftsteller Ernst Jünger gemacht hatte, der einmal den Krieg als „Stahlbad“ verherrlicht, aber den Nationalsozialismus abgelehnt hatte, weil er ihm zu vulgär war. Joseph erzählte mir auch, daß er in Auschwitz mit seinen Freunden täglich mindestens zehn Minuten dasselbe Spiel gespielt hätte: Wir sind gar nicht in Auschwitz. Nach der Befreiung kamen Joseph Wulf und seine Freunde nicht mehr aus Auschwitz heraus.

Eine Frau hat mir erzählt, daß sie – irgendwann in den fünfziger Jahren – plötzlich von einem Geräusch überrascht worden sei, das wie Maschinengewehrfeuer klang – da habe sie sofort Schutz

gesucht. Und beim Überqueren einer Straße sei sie einmal ohnmächtig geworden, als sie den ABC-Probealarm hörte, weil sie das an den Alarm in Auschwitz erinnerte. Der Kinderwagen mit ihrem kleinen Sohn sei weitergerollt, aber zum Glück habe die Verkehrsampel rotes Licht gezeigt, so daß dem Kind nichts geschehen sei.

Ein Freund berichtete, daß er auch am Badestrand den Paß immer bei sich haben müsse, in einem Plastiksäckchen, um sich sicher zu fühlen. Ein anderer suchte in jedem Lokal zunächst nach dem Notausgang.

Solche Episoden ließen bereits 1964 in mir den Entschluß reifen, einen Film über die „Spätschäden“ der Überlebenden zu machen, wie die medizinische Wissenschaft sie nennt. Es schien viele sehr konkrete Antworten auf die Frage zu geben, die sich mir nach dem Aufenthalt in Hiroshima und dem Film „Wähle das Leben“ aufdrängte:

Wie lebt man, wenn man Auschwitz überlebt hat?

Wer überlebte?

Zum Überleben brauchte man nicht nur körperliche Gesundheit, sondern Geistesgegenwart und Glück. Gilt hier das Wort Darwins vom „survival of the fittest“? Wenn ja, so muß man den Begriff „fit“ neu definieren. Denn die seelische und körperliche Belastung der Insassen der Konzentrationslager Hitlers hatte Darwin nicht vorausgesehen. Auch die Begriffe „stark“ und „schwach“ haben hier eine neue Bedeutung.

Bei den Vorbereitungen meines Films las ich in *Elias Canettis* 1960 erschienenem Buch „Masse und Macht“: „Der Augenblick des *Überlebens* ist der Augenblick der Macht. Der Schrecken über den Anblick des Todes löst sich in Befriedigung auf, denn man ist nicht selbst der Tote. Dieser liegt, der Überlebende